

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

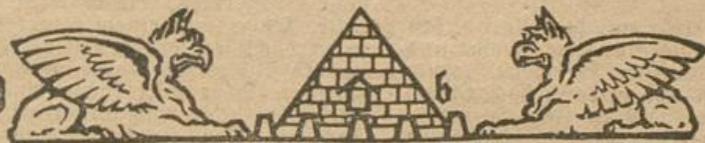
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

26.7.1931 (No. 30)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 30



26. Juli 1931

Karl Preisendanz / Wilhelm Fröhner und Napoleon III.

Als Wilhelm Fröhner aus Karlsruhe*), ein ganz eigen gearteter Gelehrter der Altertumswissenschaften, ihrer Literatur wie Kunstgeschichte, vor sechs Jahren blind und einsam in Paris starb — 91 Jahre alt — woben sich bereits sonderbare Legenden des Klatsches um seine im übrigen vergessene und fast verschollene Person. Er sollte ein Sohn Napoleons III. sein oder mindestens vom badischen Großherzog abstammen. Gerüchte, die auf irgend eine Teilnahme der Großherzogin Stephanie, Napoleons Tante, für den jungen Fröhner und auf seinen täglichen Verkehr mit dem französischen Kaiser zurückgingen: um 1909, also noch zu Fröhners Lebzeiten, wußte Alfred Holder dem französischen Gelehrten Salomon Reinach in Paris zu berichten, daß diese illegitime Abstammung in Karlsruhe „allgemein“ angenommen werde. Nachweisen konnte er sie freilich auch nicht . . .

Der alte Fröhner machte sich nur lustig über diese phantastischen Kombinationen, die an sich völlig haltlos, jetzt am besten durch die „Erinnerungen“ des vom Klatsch der Klein- und Großstadt Gewürdigten ihre Erledigung und Abfuhr finden.

Ein hübsches und fesselndes kleines Buch, das man einer Freundin Fröhners verdankt, der Komtesse Rohan-Chabot. Sie hat den erblindeten Greis, ihn zu zerstreuen, veranlaßt, dann und wann aus seinem früheren, glücklicheren Leben im alten Paris zu erzählen, und sie hat seine Worte (Fröhner sprach ein ausgezeichnetes Pariser Französisch) nachgeschrieben. Druckfertig hat sie dann der bedeutende Archäolog und Religionshistoriker Franz Cumont gemacht. Mit seinem wertvollen Vorwort versehen, das die wissenschaftlichen Verdienste des Autobiographen scharf charakterisiert, mit einem markanten Porträt des Siebenundachtzigjährigen vom Kohlenstift der Marquise von Maille geschmückt, so konnte diese hochinteressante Publikation als Privatdruck jetzt erscheinen; Franz Cumont hatte die Güte, der Bad. Landesbibliothek ein Exemplar mit freundlicher Widmung „für die Geburtsstadt Fröhners“ zu dedizieren: Souvenirs de Fröhner — Fröhners Erinnerungen.

Anfang und Verlauf seiner Beziehungen zu Napoleon III. hat hier Fröhner, Sohn eines Karlsruher Hofmusikers, authentisch dargestellt, im leichten Plauderton — ein ernstes Dokument für die Pflege geistiger Kultur am letzten Pariser Kaiserhof. Fröhner hatte ein eminent scharfes Gedächtnis — seine Angaben über längst vergangene Dinge, Personen und Vorgänge halten archivauswärtigen Nachprüfungen bis in kleine Einzelheiten hinein durchweg stand.

Nach Paris kam Fröhner am 30. November 1859, um in den Bibliotheken und Museen dieses wissenschaftlichen Kulturzentrums zu arbeiten. Noch am 13. September hatte er das Vorwort einer „Beschreibung der griechischen Vasen und Terrakotten“ der Karls-

ruher Kunsthalle abgeschlossen, die er im Auftrag des Großherzogs Friedrich verfaßte (gedruckt Heidelberg 1860), und schon unterm 25. April 1860 datiert er die Vorrede seiner zweiten Arbeit ähnlicher Art, eines Katalogs der „Großherzogl. Sammlung vaterländischer Altertümer zu Karlsruhe“ (Karlsruhe 1860), diesmal mit der Versicherung, die Tage der Ausarbeitung im Jahr 1859 seien ihm eine „unvergeßliche Zeit“ . . .

Als er das schrieb, war Fröhner noch stellenlos und wohnte im fünften Stock des Hotels du Nord, nach dem Hof — erst im Lauf der Jahre stieg er immer wieder um einen Stock abwärts, bis er „im ersten, nach der Straße“ sah: ein Abstieg, der nach seinem eigenen Scherz Zeichen seines Aufstiegs war!

Da lernte er den Herzog von Polignac kennen, und durch ihn andere vornehme und einflußreiche Franzosen. Polignac wollte wissen, ob Fröhner in Paris zu bleiben gedanke, und erfuhr so den Traum des kunstbegeisterten Deutschen, im Louvre einmal als Assistent anzukommen. Und da diese Sammlungen damals noch nicht verstaatlicht waren, konnte sich der Traum auch für einen Ausländer verwirklichen — tatsächlich verwandte sich Polignac nachdrücklich für Fröhner, und so erhielt der junge Archäolog am 10. Februar 1862 mit einem wissenschaftlichen Auftrag sein Arbeitszimmer im Louvre.

Es lag reichlich hoch. Wer schon in den Diensträumen des Sammlungspalastes war, kennt die enge Wendeltreppe, die hinauf zu ihnen führt: Fröhner zählte 118 Stufen, die er täglich einigemal zu erklimmen hatte. Aber dafür konnte er in seinem Hotel zum erstenmal ein Stockwerk tiefer ziehen. Inventare und Kataloge für die antiken Kunstschätze herzustellen, war die Aufgabe des neuen, hochbeglückten Assistenten, der sich mit Liebe und Hingabe in sein Amt einarbeitete.

Ein knappes Jahr später suchte Kaiser Napoleon III., dem Ehrgeiz verfallen, ein großes Werk über Caesar zu schreiben, einen wissenschaftlich geeigneten Vorleser, mit dem er die deutsche Literatur über Caesar durchgehen konnte. Und Nieuwerkerke, der Generaldirektor des Louvre, empfahl für dieses Bedürfnis W. Fröhner aus Karlsruhe.

Damit, und nicht mit geheimnisvollen verwandtschaftlichen Beziehungen, war Fröhner bei Hof eingeführt, und er berichtet in den „Erinnerungen“ höchst interessante Vorgänge zu Beginn und im Verlauf seines Verkehrs mit dem Kaiser. Gleich der Anfang vom 31. Januar ließ sich amüsant und erfreulich an. Nach Schluß der ersten Lesung sagte der Kaiser beim Abschied: „Oh Sie weggehen, noch das Geschäftliche! Sie kommen also wie heut jeden Abend, und ich gebe Ihnen dafür 500 Fres. pro Monat“ . . . und damit steckte er Fröhner einen gefalteten Geldschein zu, der stark nach der Brictasche Napoleons aus russisch Leder duftete . . . „Dann auf Wiedersehen morgen!“ Erst auf der Straße, im Schein einer Gaslaterne, öffnete der so rasch Honorierte seinen Schein,

*) Val. Werner Deetjens Nachruf in der „Pyramide“ 30. Juni 1929.

und er war mehr als überrascht: ein Tausender! Eine neue Ueberzahlung, sie weniger angenehm, im Hotel du Nord: ein Schreiben vom badischen Großherzog war eingelaufen mit der Forderung, 200 Gulden, die Fröhner zum Abschluß seines Bonner Universitätsstudiums als Darlehen erhalten hatte, zurückzahlen; die Beifrist von zwei Jahren war fast ums Doppelte verstrichen. Dennoch fand Fröhner am nächsten Tag nicht den Entschluß, seinen Schein zu wechseln — die Schuld nach Karlsruhe wurde erst nach etlichen Jahren abgetragen.

Als er dann am 1. Februar wieder zu Napoleon ging, sagte er dem Kaiser: „Sire, ich habe festzustellen, daß Sie mir 1000 Francs gegeben und sich damit geirrt haben.“ Darauf Napoleon: „Man sieht wohl, Sie sind ein Gelehrter und können nicht rechnen! Gestern hatten wir 31. Januar, heute haben wir 1. Februar — ich habe Sie eben für zwei Monate honoriert!“ . . . „Aber Sire, ich habe doch für eine einzige Sitzung kein Recht auf eine solche Summe!“ . . . „Doch haben Sie's! Sie waren hier, das genügt. Monat begonnen, Monat bezahlt! Das ist nur Geschäftsbrauch!“

Es gab im Louvre einen kleinen Hausfandal, als Fröhner, der junge Deutsche, bei guter Gelegenheit durch ein Machtwort seines hohen Protektors einem Franzosen vorgezogen und zum beigeordneten Konservator der Antikensammlungen ernannt wurde. Seine aufgebrauchten Gegner und Neider erreichten denn auch durch planmäßiges Verschleppen, daß er sein Amt einige Jahre hindurch nicht etatmäßig, sondern nur als „Interim“ ausüben konnte. Aber Fröhners „Ehrgeiz“ wollte gar nicht mehr — er wünschte lediglich, in Ruhe seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben — sein äußeres Dasein verließ, solange er lebte, völlig einfach und anspruchslos.

Einigen Glanz brachte nur der Verkehr mit dem Kaiser, den er nach wie vor in die deutsche gelehrte Literatur über Caesar und antike Geschichte überhaupt einführen durfte. Nebenbei lernte Fröhner doch auch das Hofleben kennen und gewann hochgestellte Männer zu Freunden. Die Tage des Hofes in Fontainebleau, St. Cloud, in Compiègne konnte er miterleben — nicht ohne dabei seine Menschenkenntnis zu bereichern. Darüber ließ sich manche Anekdote erzählen.

Einmal, als man nachts zur Abfahrt nach Compiègne bereit war, irrte Fröhner noch im letzten Moment ohne Platz zwischen den Hofkutschken umher. Da rief ihn eine weibliche Stimme an: „So steigen Sie doch ein, Herr Fröhner, man fährt ja ab!“ — „Aber es ist ja kein Platz mehr da!“ — „Wieso kein Platz mehr? Wir sind ja hier nur zu dreien!“ Also kletterte Fröhner in den Wagen, unterhielt sich mit den Damen bis zur Ankunft in Compiègne, wo er erst am Verhalten der Sakaienschar erkannte, mit wem er gefahren war. Es war die Kaiserin, die schöne Eugenie.

Manfred Eimer / „Hertingessberg“

Wenn man von Klosterreichenbach murgauwärts nach Baiersbrunn fährt, öffnet sich rechts das von waldigen Berghöhen umschlossene Wiesengelände des Tonbachtals; zahlreiche zerstreute bäuerliche Siedlungen liegen im Grund und an den Rändern dieses quellenreichen Abschnitts. Die erste Hofanlage, oberhalb der Murg auf einer ovalenartig und mit frischem Wiesenteppich überzogenen vorgebauchten Stufe am Fang des Widenberges gelegen, besteht aus zwei Hofgebäuden, einem neuen Leibgebäudehäuschen und einem Nebengebäude, welches sich bei näherer Besichtigung als ein alter Bau mit starkem, schräg in die Tiefe führenden Kellergewölbe erweist. Oben am Bogen steht die Zahl 1522. Am Hof rechts davon liest man: 1555, an demjenigen links auf einem Türsturz: 1836.

Dieser schmucke, sauber mit Farbe gestrichene und munter in die Landschaft blickende Doppelhof heißt nach einem früheren Besitzer der Seidtenhof, und er gehört zu den Höfen „im Vorderen Tonbach“, ursprünglich drei an der Zahl, die seit 1557 durch einen Vergleich zwischen Württemberg einerseits, Eberstein und Baden andererseits dem Priorat Reichenbach, welches damals unter der Schirmvogtei der beiden letzteren stand, zugesprochen wurden und heute amtlich die Reichenbacher Höfe heißen.

Schon in dem langen Streit, der jenem Vergleich vorausging, stand der heutige Seidtenhof im Mittelpunkt der Angelegenheiten, und seine Zusäße wurden von seiten Württembergs sehr übel behandelt. Die Vorgänge, welche durch die Absicht Württembergs, diese Höfe zu annektieren, hervorgerufen wurden, sind für die damaligen Zustände im Reiche sehr lehrreich und bezeichnend.

Aber nicht dieses Stück Territorialgeschichte ist die Veranlassung dazu, hier von diesem Vorderen Tonbachhof zu sprechen.

Seine Geschichte geht bedeutend weiter zurück. Neuere Nachforschungen haben ergeben, daß er ein jüngerer Bau an der Stelle eines bisher örtlich nicht festzustellenden Gutes Hertingessberg ist, welches Herzog Berthold II. von Zähringen dem Priorat Reichenbach schenkte, als, am Tage der Weihe des neu erbauten „Münsters“ durch den Bischof Gebhard von Konstanz, einen Bruder des Herzogs, eine sehr ansehnliche Versammlung hoher und niederer Adeltiger dort versammelt war und sich an Eifer, dem neuen Kloster, der Zelle des hl. Gregor, Schenkungen an Land zu machen, überbot.

Abends vor dem Essen trat er zu ihr, sich zu entschuldigen. Aber sie lachte: „Wie, Herr Fröhner, Sie sind hereingekommen und wußten nicht, zu wem! Sie sind es offenbar gewöhnt, so bei Damen einzutreten, die Sie gar nicht kennen?“

Bald führten die täglichen Besuche bei Napoleon zu einer ganz natürlichen Vertraulichkeit zwischen dem ungleichen Paar. Der Kaiser, in seiner nicht eben profunden Wissenschaft durchaus Fröhners Schüler, legte vor seinem deutschen Freund, den er als Menschen ebenso schätzte wie als Gelehrten, die kaiserliche Würde ab und war Mensch unter Menschen. Man speiste miteinander zu Abend, rauchte Zigaretten, man spielte Billiard, und hier war Fröhner der schwächere Teil, der nervös wurde, wenn Napoleon ihm beim Stoßen von hinten zuschaute. Gelang es ihm dann, dem mäßigen Spieler, ein Stoß, dann konnte der Kaiser scherzen: „O, gar nicht schlecht für einen Gelehrten!“

Aber mit dem Krieg nahmen Vergnügen und Wissenschaft ein trauriges Ende. Die letzte Gunst, die Napoleon seinem Schilling noch erweisen konnte, war die Ernennung zum Konservator aller Kunstschätze in den kaiserlichen Schlössern und Gärten — eine besonders für Fröhner geschaffene Stelle, die ihm den gleichen Gehalt (7000 Francs.) eintrug, wie wenn er Konservator des Louvre geworden wäre; eine Stelle, die ihn fürs Weiterkommen im Dienst dieser Sammlungen entschädigen sollte . . . hier verbaute ihm seine Gegner die Karriere mit allen Mitteln.

Die neue Stellung versprach, Fröhners Leben für immer sicherzustellen. Aber die politische Entwicklung in Paris brachte es anders. Es nützte Fröhner nicht allzu viel, daß er seit 1866 durch kaiserliche Ordre für „außerordentliche Verdienste“ das französische Bürgerrecht, seit 1868 das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte. Es gelang einem seiner Neider, ihn als deutschen Spion zu verdächtigen, der den feindlichen Truppen die Kunstschätze des Louvre auszuspielen wollte, und mit Mühe entging Fröhner der Anklage. Aber mit seinem Amt war es natürlich aus, als der Kaiser durch die Revolution gestürzt und das alte Paris aus den Fugen gerissen wurde. Da war auch Fröhners Glanzzeit für immer vorüber. Die neue Regierung wollte sich mit dem monarchistisch gesinnten und dem Kaiser befreundeten Deutschen nicht befassen und wies alle seine Nachforderungen ab.

Sein weiteres Leben, das noch bis 1926, weit über den zweiten, größeren Krieg hinaus wahren sollte, mußte ganz auf die eigene Arbeit gestellt sein, und die gestaltete sich ihm, dem freien, berufslosen Gelehrten, nicht immer einfach. Denn Fröhner konnte sich nicht entschließen, seine Denkart auf den neuen politischen Kurs umzustellen. Er blieb immer Monarchist und dankbarer Verehrer dem Förderer seines jungen Lebens und seiner Wissenschaft.

„Herzog Berthold der Ältere gab dem hl. Gregor den Berg Hertingessberg am Tage der Weihe der Kirche. Berthold der Jüngere jedoch gab Hugeswarta.“ (Reichenbacher Schenkungsbuch, 1085). Nach einer anderen Version wurde auch das (bisher nicht ermittelte) Hugeswarta vom älteren Berthold geschenkt. Der jüngere Berthold schenkte jedenfalls außerdem einen Teil eines Berges rechts der Murg, abwärts vom Kloster gelegen. Auch dies kann man nicht näher bestimmen. Denn das Jagdschloß Königswart, welches oberhalb eines in früheren Zeiten (1448) auch von Baden aus betriebenen Bergwerks lag, wurde in jener Gegend im Jahre 1209 vom Pfalzgrafen Rudolf I. von Tübingen erbaut, und es bleibt unklar, welcherlei Rechte der Zähringer dort früher besaß.

Dagegen ist es klar, wie Berthold II. „Hertingessberg“ dem Kloster Reichenbach schenken konnte. Es lag an der äußersten Grenze des Reichsgutes, welches um Dornstetten her, ohne nähere Bezeichnung, von Kaiser Heinrich II. dem Bistum Bamberg geschenkt worden war (1005), und welches zwei Jahre später den inmitten des heutigen Württemberg, in Weilheim unter Deck, eingelebten Zähringern von Bamberg verlehnt wurde.

Das Reichenbacher Schenkungsbuch nennt sonst nur einen Ort innerhalb dieses schwäbischen Gebietes als zähringischen Besitz, nämlich „Aha“, den uralten Gerichtsort „in der Ach“ bei Dornstetten, welches Berthold IV. seinem Schwiegerohn, Epino IV. von Urach, verlehnt hatte. Dies wird um 1185 erwähnt.

Nun ist es gelungen, auch das rätselhafte Hertingessberg sowie mehrere benachbarte Höfe, die im Schenkungsbuch sehr unbestimmt als „Güter“ oder ähnlich bezeichnet werden, festzustellen. Eines davon, „am Tonbach“ gelegen, ist der heutige Untere oder Mattheisenhof. Bei dessen Schenkung an das Kloster wird zum ersten Male das Geschlecht der Ebersteiner genannt: Bertholdus de Eberstein und seine Söhne Berthold und Eberhart, als Zeugen. — Schon im Jahre 1072 werden die „drei Tonbachhöfe“ erwähnt, als einem der Herren von Neuneck gehörig.

Die Identifizierung dieser Höfe gelang durch Heranziehung eines in der ehemaligen Benediktinerabtei Biblingen (bei Ulm) befindlichen Exemplares des Reichenbacher Schenkungsbuches, das entsprechende Randbemerkungen enthält, sowie anderer, späterer Grund- und Lagerbücher.

Hier wird auf den heutigen Seidenhof immer wieder hingewiesen: „Vom alten Herrn Hertenberg geheissen“. Er galt als „ein rechtes, festes Erblehen“ des Klosters, und der Inhaber hatte „darum einen Brief.“ 1468 wurde der Hof geteilt; der Bauer gab „seinem Bernhartin“ einen Teil; seitdem stehen dort zwei Hofgebäude, die offenbar beide später von Bränden heimgeführt und neu erbaut wurden.

Die Tatsache, daß bei der Mündung des Tonbaches in die Murg schon vor der Begründung des Klosters Reichenbach Hofgüter bestanden, ist für die Siedlungsgeschichte des Schwarzwaldes insofern interessant, als diese Tonbachhöfe sich auf Kotliegenden oder auf Granitboden befinden, also mit der Frage des Alters der Siedlung auf dem Buntsandstein nichts zu tun haben. Der Quellenreichtum für Wieswachs und Viehzucht geeignete Grund war schon früh als besonders günstig erkannt und besiedelt worden: sogar der Herzog von Böhmen besaß dort ein Gut.

Vielleicht dient diese Erkenntnis der Lösung der umstrittenen Frage wegen des Rinkeiwalles auf dem Rinkeiberg, der in auffallend regelmäßiger Form und von einem Aussichtsturm gekrönt gegenüber von Baiersbrunn emporstrebt und die rechte Flanke des Tonbachbedens darstellt. Sein Scheitel trägt den rätselhaften Rinkeiwall, der den Charakter einer mächtigen Schutzmauer für eine Fliehburg hat. Das Vorhandensein der Hofgüter in seiner nächsten Umgebung dürfte nun doch dazu führen, diese Fliehburg in Zusammenhang mit diesen Siedlungen zu bringen und den Ursprung des Rinkeiwalles mindestens ins elfte Jahrhundert zu setzen. Noch vor dreißig Jahren bedurfte es dort keines Aussichtsturmes, weil nur Gestrüpp, aber kein hoher Wald um den Rinkeiwall her wuchs. Die weite Aussicht in mehrere hier zusammenstrebende Talgründe ist herrlich; sie erklärt aber auch die Wahl gerade dieses Bergscheitels zur Anlage einer Fliehburg. Leider wird sie mit keiner Silbe in irgend einer Urkunde oder irgend einem Lagerbuch erwähnt.

Mar Bittrich / Johanna Thomä / Novelle

IV. (Schluß).

*

Gern ließ Professor Sartorius am Nikolausabend, während des Heimgangs, den Zauber romantischer Straßenbilder auf sich wirken. Vermummte Gestalten mit Laterne, Rute, Kette, Saß umgelichteten ihn im schütterten Licht. Paarweise huschten sie in Gärten und Gebäude. Auch Sartorius verschwand in der Dämmerung des Vorgartens. Das geheimnisvolle Treiben hatte seine Seele berührt, ihn dem trockenen Buchstaben entrisen. Zwar suchte er die ungestörte Abgeschiedenheit seines Studierzimmers; doch zu schämen wäre auch der Sieg der Liebe, ihres laut jubelnden Aufst, im ganzen Hause, die innigste Verbindung mit der Frau, die märchenhafte Stimmung zwischen Nachwuchs und junger Mutter, der Kinderhimmel, zuerst der Jugend leuchtend, zum andern Male den Älteren zur Freude.

Er betrat seine Wohnung, nahm die Entel auf Arm und Knie, scherzte mit ihnen.

Klirr, humm, hopppla.

„Soll ich der Nikolaus!“ rief Johanna. Sie fühlte sich in der Dorfheimat, im Tal, zwischen wohlvertrauten Gestalten.

Richtig: die Glocke meldete die Anrückenden.

Stimmengewirr, Kettenklirren im Treppenhause.

„Fest, Kinderle!“

Johanna lief hinaus, die Erwarteten zu empfangen.

„Nikolaus, komm in unser Haus,
Pack die weiten Taschen aus!“

steheten die Kinder. Und herein traten der Bischof mit langem weißem Bart, Pelzgewand, hoher Mütze:

„Grüß Gott, ihr lieben Kinderlein,
Wie steht's auch mit dem Artigsein?“

Hinter ihm tauchte ein zweiter härtiger Gast auf, der schleppte eine schwere Last auf der Schulter, und aus dem Mantel lugte die Rute. Dem Ernsthle war Knecht Ruprecht wenig geheuer; er suchte bei Johanna Deckung, während sich Sankt Nikolaus beim Oberhaupt der Familie erkundigte, wer Lohn, wer Strafe verdiente.

„Seid ihr brav gewesen?“

„Nur mitunter möchte dieser kleine Wicht —“

„Von morgen an ist ich den Spinat!“ gelobte das Ernsthle plötzlich.

„Na dann, Knecht Ruprecht, nimm die Rute wieder mit heim. Wir wollen bis zum nächsten Jahre abwarten, ob sich das Böble bessert.“

Der Ruprecht drohte nur mit dem Birkenbusch, ließ den Kader beten, war zufrieden.

„So ist's recht!“ Flugs schüttete er den Gabensack aus: eine Puppe mit langem Haar, ein Köhler mit gewaltigem Schweif, Bilderbücher, Brezeln, Lebkuchen, Äpfel, Nüsse. Und weiter erzählten Nikolaus und Ruprecht von ihren Wanderungen durch Wald und Flur, über die Berge.

„Nun spielt schön, Kinderle, bleibt fromm,
Bis nächstes Jahr ich wiederkomm!“

Während sich die Jugend in die stillen Ecken verzog, um mit den Geschenken ein neues Reich der Glückseligkeit aufzubauen, ging Knecht Ruprecht daran, die beiden Erwachsenen zu verhören.

Die Rute suchte vor Johannes zuckendem Munde ebenso drohend wie vor der glitzernden Brille des wunderbar benommenen, in seiner Würde aufgerüttelten Herrn Sartorius.

„Na“, erkundigte er sich, „werden jetzt wir durchgehelt?“

„Allemaal!“

„Und was hätten Euer Würden an unserer guten Johanna auszufehen? Sie ist tüchtig ohne Ende.“

„Da nu“, mischte sich St. Nikolaus darein, „soeben sind wir vom Schwarzwald heruntergefahren zum Bahnhof, und wie wir

uns zu Euch wenden, durch die Jacobistraße tappen, was haben wir dort entdeckt? Am ältesten Gebäude ein Standbild des Herrn Johann Georg Jacobi.“

Johanna wurde einen Schein blasser. Professor Sartorius hob den Kopf mit den ein wenig angegrauten Schläfen, hätte dem Sprecher am liebsten den Bischofsbart zerzaust. Doch vor den Boten aus himmlischen Höhen respektlos werden in Gegenwart der Kinder? Nein! Er sei von der Jugend und von Johanna gleichermaßen gefesselt, dachte Sartorius. Somit müsse er geduldig still halten. „Nimm mich nur wunder, worauf diese schlüssigen Gesellen hinauswollen!“

Die ihm bestimmte bittere Medizin wurde bereits zum Gebrauch geschüttelt.

„Gell, jetzt spidisch? Jetzt bist neugierig!“ rief Knecht Ruprecht, legte Johanna den festen Arm um die schmale Hüfte und zog das Mädchen an sich, obwohl sich die Gefangene auch sträubte. Es war, als wolle er seinen weiten Mantel um sie schlagen. „Mädele“, redete er sie an, „hab Acht, falls ein neuer Jacobi oder sein Geist hier in der Nähe seines Standbilds umgehen sollte. Traue jemand so unvergessenen Schwerendörtern! Am liebsten ließen sie frühere Romane in neuer Auflage erscheinen. Doch so verzwickte Geschichten duldet die Schöpfung nur das erstmal. Und nachher? O weh, o weh, Meinst du, noch jetzt laufe ein genau so verträumter Dichter durch die Gassen wie der Namenspatron der Jacobistraße einer war? Und das neue Hirtenmädchen wäre bis zum seligen Ende abermals so eine in der Luft schwebende Naide? Auch würde die Menschheit vor solch einem viel zu spät geborenen reißbändigen Pärchen ehrfürchtig stramm stehen? Michern und frech herausplakzen würde die Gegenwart. Die Naide und ihr Herzallerliebster wären verlassene Herbstblümchen.“

„Eins, zwei drei, im Saufschritt
Eilt die Zeit! sagt Busch. Geh mit!“

„Wer mit morschem Schlägel hämmert,
Der ist alsobald belämmert.“

„Naide, heute neu geboren,
Wäre in der Stadt verloren.“

„Ein Jacobi lebt nie wieder;
Uns're Welt singt harte Lieder.“

„Nur verirrte Schäfchen wären
Diese zwei. Verklung'ne Mären!“

„Solches spricht Sankt Nikolaus.
Tempo! Darum flink hinaus!“

Nikolaus und Ruprecht machten kehrt, die Kette klirrte, die Klingel schlug verstört an, die Tür flog zu. Verdutzt schauten die Kinder auf. Die heilige Feme polterte die Treppe hinunter. Stille.

Im Zimmer starrten zwei Menschen verlegen vor sich hin. Welcher Spuk hatte sich ereignet! Dumf ahnte Sartorius den Zusammenhang. Vorsichtig nur hob Johanna den Kopf. Beider Augen tasteten sich zögernd zum andern vor, flohen wieder, bis sich Johanna entschlossen aufrassete.

Nur dem Enttäuschten jetzt kein überflüssiges Leid bereiten! Er mußte geschont werden.

Sie stand auf. „Kinder“, rief sie mit heller Stimme und klatschte in die Hände, „schön ist's gewesen, und nun sind wir müd, schlafen zusammen und erzählen uns vorher noch ein bißle vom Nikolaus. Wer ist zuerst fertig fürs Bettchen?“

Ein Augenblick nachdenklichen Bedauerns über den Abschluß der Freude für diesen Tag. Dann stürmte Trudele mit der Puppe

und flog Ernichte mit dem braunen Noß auf Großpapa und Johanna los, bereit, sich mit ihren Schätzen in die Federn einzumummeln.

Langsam entspannte sich das Gesicht des Professors. Die brodelnden Gluten begannen sich zu beruhigen.

Als ihm die Enkel gute Nacht wünschten, antwortete er wunderbarlich weich. „Johanna“, rief er noch, als sie sich mit den Kleinen zum Schlafzimmer begab, „Johanna, nicht wahr, wir nehmen uns vor, vergangene Wochen zu vergessen.“

Ihre Augen ruhten voll auf seinem Gesicht. „Wir wollen versuchen, Herr Professor. Es muß gelingen.“

„Und wenn Sie einmal beabsichtigen sollten, von uns fortzugehen, so helfen Sie mir dabei, die Nachfolgerin sorgfältig zu wählen. Der Kinder wegen.“

„Gern, Herr Professor.“

Dann schob sich die Tür hinter Johanna und ihre übermütig krähenden Schülinge.

Bersonnen schritt Sartorius in sein Studierzimmer, zu Büchern und ungedruckten Gedanken.

— Ende. —

Hermann E. Busse / Die Klostersteden

Sepp Entenhart vergaß es dem Bürgermeister Regenold nicht so rasch, daß er ihn einmal zum Gespött von ganz Knüßingen gemacht hatte. Er sann oft darüber nach, wie er sich rächen könne, daß das breite, ausgedehnte Knüßinger Gelächter sich über das stolze, unanfechtbare Oberhaupt ergoß in beißenden Salven. Eines Tages, da hatte er's.

Regenold bot Holz zum Verkauf an und Sepp Entenhart, der es erwerben wollte, machte sich zunächst harmlos auf den Weg, um die Güte der Scheite zu prüfen. Sie sagte ihm zu. Auch lag der Kloster bequem gestapelt an der breiten Waldstraße zwischen zwei großmächtigen Tannen, so daß er es leicht hatte, mit seinem Ochsengepann hinzukommen. Er machte zwar beim Bürgermeister das Holz etwas herunter, mangelte, wo man nur mangeln konnte und drückte auf den Preis, doch gab Bartlin Regenold nicht nach und stellte es ihm frei, vom Handel zurückzutreten. In Wirklichkeit spannte der Bartlin auf einen Käufer wie ein Hästlemacher; denn sie waren rar, weil fast alle Knüßinger Bauern eigenen Wald besaßen, und die Bürger Anspruch auf Bürgerholz hatten. Der Sepp schlug dann doch ehrenwert in des Bürgermeisters Hand, den Kauf nach gutem Brauch abschließend, nicht ohne die Erlaubnis Bartlins eingeholt zu haben, auch die Klostersteden als Dreingabe mitnehmen zu dürfen. Regenold gewährte dies verwundert, im stillen den zähen Geiz des Entenhart verachtend, der um wertlose Klostersteden mäktete.

Gelassen zog Sepp Entenhart ab, es war Sonntag; aber er trank keinen Schoppen, aus Furcht, einen über den Durst zu lupfen, und damit in die Gefahr zu kommen, im voraus seinen Triumph über den Bürgermeister auszuschwätzen. Er blieb daheim, sah Art und Säge nach und befahl dem Knecht, in aller Frühe bereit zu sein: man hole das Holz im Wald.

„Preßiert's eso?“ murkte der Knecht, dem noch nie im Leben Montagsarbeit geschmeckt hatte. Sein Meister lachte kerkzengerad

heraus und meinte: „Es gibt ein Gaudi, Florian, wart's ab, es gibt ein Gaudi.“

Nun konnte der Florian eigentlich kein Gaudi dabei finden, wenn man Holz holte, und dazu am Montag, aber das spürte er doch, daß hinter dem Lachen des Fuchschlauen ein besonderer Schalksplan steckte. Und deshalb, weil er Streiche liebte, fand er sich bei Tagesgrauen im Stall ein und führte die Ochsen heraus. Um es kurz zu machen: die Hauptarbeit verursachte nicht das Aufladen der Buchenscheite, sondern das Kleinfriegen der Klostersteden, als welche die beiden großmächtigen Tannen gedient hatten. Daran konnte Bartlin Regenold damals nicht gedacht haben, als er dem Sepp mit leisem Spottlächeln die Bitte gewährte. Er wurde freideweis, als er sich überlistet sah; denn der Verlust der Tannen war ein Ausfall an Regenoldschem Hab und Gut, der nicht leicht zu verwinden schien.

Die Stammtischbrüder haben nicht so arg gelacht, denn der Entenhartische Streich tat allen weh, weil er zu tief die bäuerliche Substanz angriff. Die Wirkung, die Entenhart erwartet hatte, blieb also aus, denn die öffentliche Meinung wandte sich geradezu gegen ihn. Man glaubte ihm auch nicht, als er eines Tages das Holz der Tannen dem Regenold zur Verfügung stellte mit dem Bemerkten, er habe nur einen Scherz machen, weit entfernt davon, sich bereichern zu wollen.

Regenold siegte doch wieder, indem er mit leichter Handbewegung wie ein Fürst, der Gnade spendet, vor der Zeugenschaft des Ratsschreibers und des Alzifers, das Entenhartische Anerbieten ablehnte, mit der Begründung, daß er, was er mit Handschlag besiegelt habe, noch allemal zu wahren wisse.

Wie ein begossener Fudel soll Sepp Entenhart abgezottelt sein und monatelang den Tisch im „Saulen Pelz“ gemieden haben.

Wilhelm Zentner / Des Klingenbäcks Weinbeerln

Eine Schnurre

Es war im Städtchen längst kein Geheimnis mehr, daß in des Klingenbäcks Erzeugnissen zuweilen etwas anzutreffen sei, was keineswegs hinein gehörte. Und der ehrsamem Bürger bemächtigte sich allmählich helle Empörung, daß sie fortan nicht nur das unvermeidliche Haar in der Suppe, sondern gar im Brote noch viel unerwünschtere Ueberraschung finden sollten! Gut — man war nicht kleinlich am Orte, keiner hatte schließlich etwas dawider, wenn jemand, war's gleich schwer begreiflich, eine Vorliebe für 'e Preußen hegte — diese Neigung aber sogar auf jene sechsfüßigen Hausgenossen, die in der Naturgeschichte ebenfalls diesen Namen führen, auszu dehnen, wie dies offenbar der Klingenbäck tat, solches ging entschieden zu weit!

Denn siehe, als die Frau Stadtschreiberin gerade eine Kaffeewisite geben wollte und zu diesem Zweck kurz vor dem Erscheinen der Gäste den beim Klingenbäck bestellten Gugelhupf aufschnitt, da blieb ihr plötzlich vor Schreck das Messer im Kuchen und der Schrei in der Kehle stecken, denn schon wieder hatte so ein verdächtiger Gefell in seiner angeborenen Ehen vor Licht und Zugluft im dunklen Leiggehäuse Quartier gesucht! Wäre die gute Frau die Gattin eines Naturforschers gewesen, ihr Mann hätte sie vielleicht durch die Belehrung beruhigt, daß diese Tiere, die Nachkommen einer altertümlichen Insektenwelt, sich einst im Waldesdunkel der Steinkohlenzeit zwischen Siegelbäumen und Niesenfarnen getummelt hätten, allein der Stadtschreiber war trockenen Sinnes, packte sogleich den Gugelhupf in ein Papier und

eilte mit dem Ausruf: „So, und jetzt werden wir dem Herrn Preußenfreund endlich sein hochverräterisches Treiben legen!“ zum Bürgermeister.

Der ließ unverzüglich den Bäck zu sich rufen. „Nun, Meister“, fragte er den Vorgeladenen, indem er ihm den Kuchen hinhielt, „ist das aus Euerm Ofen?“ Der Klingenbäck betrachtete den Gugelhupf von allen Seiten und meinte schließlich, alle Kennzeichen ließen darauf schließen, daß er sein Produktum sei. „Schon gut“, fuhr der Stadtschreiber weiter, indem ein hämisches Lächeln sein und des Schreibers Gesicht umzuckte, „so wisset Ihr vielleicht auch, was für ein seltsames Gewürz das sein soll, das hier in den Kuchen gebacken worden ist?“ Und zupfte damit den toten Preußen aus dem Gugelhupf. „Zeiget her“, entgegnete der Bäck, „ich muß es schon genau sehen, wenn ich antworten soll!“ — „Ja, sehet Euch die Sache nur recht genau an“, sichelte der Bürgermeister, indem er dem Angeschuldigten das belastende Beweisstück reichte. Der Bäck aber, ohne eine Miene zu verziehen, führte das Gewürz an den Mund, zerkaute es mit Kennerbissen und meinte dann mit der größten Seelenruhe: „Herr Bürgermeister, das ist fürwahr das beste Weinbeerln gewesen, so ich je in einen Gurgelknopf getan. Schade, daß ich Euch nicht die Hälfte übergelassen habe, auf daß Ihr Euch selbst hättet überzeugen können!“ Den Bürgermeister beutelte es zwar innerlich bei dem Gedanken, aber was wollte er machen — das corpus delicti war dahin. So ließ er den Klingenbäck laufen, denn er wußte, dieser werde im Gebrauch von Weinbeerln künftig etwas vorsichtiger sein!

Heinrich Filsinger / Nachtbildchen

Am Fluß hin kuschelt Haus bei Haus;
Zu Bett geht mit den Hühnern man,
Dessunseln üben milden Bann,
Die Wälder strömen Frieden aus.

Wo glänzendschwarz das Wasser schwoll,
Schlastrunken rauscht das Mühlenwehr;
Lichtbrunnen glüh'n aus Tiefen her
Und sprüh'n unendlich zaubervoll . . .

Bald mummelt das Dunkel Hof und Hag.
Nur Stagen huschen auf den Strich
Und Diebe duden auf dem Schlich.
Vom Kirchturm poltert Glockenschlag.

Der Wächter tutet in das Horn
Und ruft die nächtliche Stunde aus.
— Wohl dem, den birgt das sich're Haus
Und den in Schlaf jetzt rauscht ein Horn!